

## Bodo Cichy: Die Rettung des Schloßchens in Esslingen-Weil

Die Not, mit welcher die Denkmalpfleger bei ihrem Mühen um die Erhaltung von Kulturdenkmalen immer wieder zu ringen haben und gegen die sie oft genug nur ankämpfen können aus einer wenig hoffnungsträchtigen Position, diese Not hat viele Gesichter. Deren vielleicht leidigstes, weil althergebrachtes und folgenschwerstes heißt: Gleichgültigkeit gegen das überkommene Erbe. Und wenn dem Außenstehenden erst noch erklärt werden müßte, was mit diesem zwar pathetisch klingenden, aber sehr wirklichkeitsnahen und ernststen Wort gemeint sei, ließen sich dafür leider viel zu viele Beispiele bemühen, kaum aber ein besseres als das kleine Schloßchen im Esslinger Ortsteil Weil. Von seinem durch lange Jahrzehnte eher betrüblichen Geschick und von seiner schließlichen Rettung wird im folgenden die Rede sein.

Weiler, wie der kleine Flecken Weil im Nordwesten der alten Reichsstadt Esslingen von alters her hieß, ist heute als die mehr unfreundliche, weil ohne Sinn und Plan recht willkürlich zusammengewachsene Anhäufung von Wohnblocks, Einkaufszentren, Bauhöfen, Sportplätzen und dergleichen ein Vorort von der Art, die einem schon das Wort Siedlung recht mühsam über die Lippen gehen läßt. Und was sich dort nur langsam aus diesem Zustand des Unerfreulichen zu erholen beginnt, taugt erst recht nicht, glauben zu lassen, daß hier dereinst reges kulturelles Leben geherrscht haben soll, oder gar zu verstehen, daß ein Napoleon III. im 19. Jahrhundert hier irgendwo den Anreiz finden konnte, von einem „wundervollen Stück Erde“ zu sprechen. Erst ein Blick zurück in die Vergangenheit macht das eine wie das andere begreifbar.

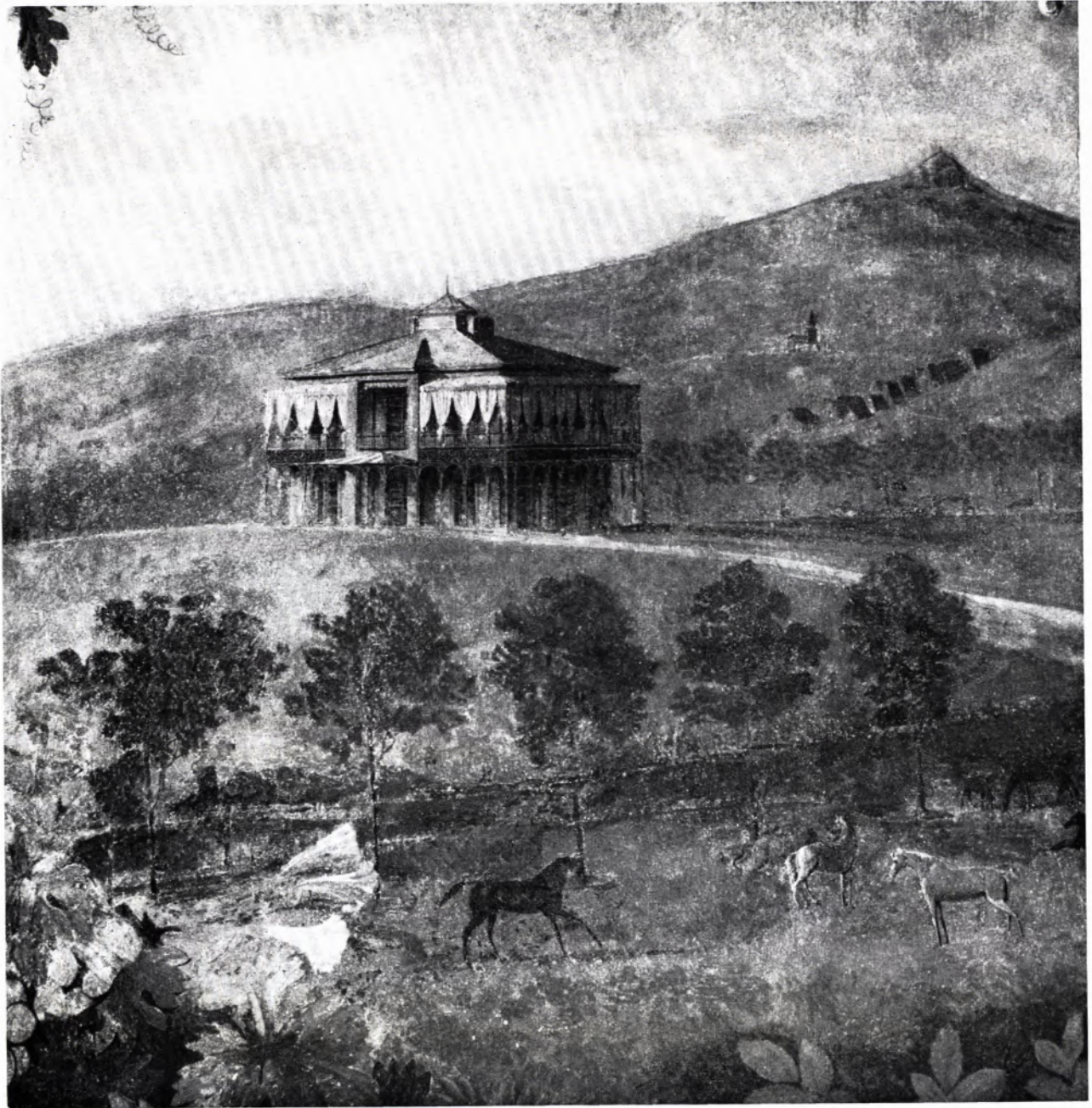
Möglicherweise schon in römischer Zeit besiedelt (die Verbindungsstraße zwischen den römischen Kastellorten Cannstatt und Grinario, dem heutigen Köngen, führte durch diesen Landstrich), gewann die reizvoll zwischen teils bewaldete, teils rebentragende Hänge eingespannte fruchtbare Weiler Neckaraue seit dem 13. Jahrhundert historisches Gewicht. Ruhe und landschaftlicher Reiz mögen für einige fromme Frauen der Anlaß gewesen sein, sich ebenda im Jahre 1230 Land zu erstehen und ein Dominikanerinnenkloster zu gründen. Von ihm, das zu einem bedeutsamen Pfluggarten der deutschen Mystik wurde und erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts verwaiste, ist nichts mehr erhalten. Jene Reste von einer gotischen Kirche, die sich in ein erst 1972 wegen Baufälligkeit abgebrochenes Wohn- und Wirtschaftsgebäude übernommen fanden, mögen die letzten Überbleibsel aus der Klosterzeit gewesen sein.

Für fast zweieinhalb Jahrhunderte trat Weiler nach dem Untergang des Klosters in den Schatten der Geschichte, um 1817 dann in einer ganz anderen, uns hier aber näher berührenden Weise wieder an Bedeutung zu gewinnen. Damals nämlich erwarb der württembergische König Wilhelm I. „... diese Staatsdomäne ... gegen Austausch anderer Hofkammerbesitzungen für die königliche Hofkammer, um dem in Scharnhausen schon früher angelegten Privatgestüt eine angemessene Ausdehnung zu geben und zugleich den verödeten Ort in einen freundlichen Landsitz mit einer musterhaften Meierei umzuschaffen“, wie die Esslinger Oberamtsbeschreibung von 1845 zu berichten weiß.

Von all dem, was nun nach königlichem Willen an dem jetzt nicht mehr Weiler, sondern Weil genannten Ort an Stallungen, Ökonomiegebäuden und dergleichen entstand, ist beinahe nichts mehr erhalten, was uns begreifen machen könnte, daß Wilhelm I. im Angesicht seines nahen Todes gesagt haben soll: „Ach, daß ich von einem so schönen Flecken scheiden muß.“ Allenfalls das letzte Relikt aus jenen Tagen, das kleine Schloßchen Weil, kann im Verein mit der landschaftlichen Schönheit des weiteren Umlandes solchen Abschiedsschmerz verstehen lassen (vgl. Abb. nebenstehende Seite).

„In kleiner Entfernung von den Ökonomiegebäuden steht in Mitten angenehmer Anlagen das 1819 und 1820 erbaute königliche Landhaus, ein geschmackvoller Pavillon ... Das Gebäude, ein Viereck von 67 Fuß Länge (rund 20 Meter) auf jeder Seite, besteht aus einem Erdgeschoß und einem obern Stockwerk, und bietet in seiner angemessenen innern Einrichtung eine Räumlichkeit, die man nach dem äußern Umfang kaum erwarten sollte. Das Erdgeschoß enthält eine Vorhalle, ein Vorzimmer, einen Speisesaal, einen großen Saal in Form einer Galerie und die nöthigen Räume zu ökonomischen Zwecken. Mitten im Gebäude führt eine zierliche Treppe aus Neresheimer Marmor, welche ihr Licht von oben empfängt, nach dem obern Stock, welcher in 4 Eckzimmer, vier dazwischen liegende kleinere Säle und die erforderlichen Nebenzimmer vertheilt ist. Ein reiner Geschmack hat in Ausschmückung dieser freundlichen Räume Eleganz mit Bequemlichkeit gepaart. Von außen zieht sich ein Bogengang aus Gußeisen um das Gebäude, und über demselben ein ebenfalls eiserner Altan herum.“ (Oberamtsbeschreibung Esslingen, 1845.)

Diese Beschreibung weckt trotz ihrer wenig bildhaften Knappheit bei dem, der die Baulichkeit nicht aus der



**DAS KÖNIGLICHE LANDHAUS WEIL MIT DEM ROTENBERG.** Im sogenannten Fürstenzimmer von Schloß Weil, wohl dem ehemaligen Speisesaal, fand sich in grausam heruntergekommenem Zustand (vgl. Abb. S. 35) ein großflächiges Wand-„aus der Zeit“ hinterlassen (Abb. oben). Mit gläubelnder Liebe für das Detail hat er zum Beispiel das Eisenwerk der Bogenstückerde“ ahnen läßt, von dem Napoleon III. bei einem Besuch in Weil sprach. Man blickt aus Schloß Weil auf das mit aller Detailsorgfalt gemalte Schloß Weil (vgl. Abb. S. 33), das sich mit seinen Markisen und Tuchgehängen in der weiten Talau ausnimmt nicht wie ein solide und eher blockhaft gebautes Haus, sondern wie das luftige Prunkzelt eines arabischen Fürsten. Dazu passen die feingliedrigen Pferde, die, Hinweis auf das nahe Gestüt, den Vordergrund beleben. Im Hintergrund die bergige Landschaft am ostwärtigen Neckarufer, die Häuser von Uhlbach, die hangwärts klettern, und als Dominante der Rotenberg.

Freilich, diese bildgewordene Nachbarschaft von Schloß und Rotenberg ist nicht der Natur abgeschaut (der Berg müßte richtig linkerhand vom Bauwerk erscheinen!), sondern die symbolträchtige Zusammenordnung dieser beiden dem württembergischen Königshaus bedeutsamen Orte: Das Schloß, der Ort des heiter genießenden Lebens; die Grabkapelle auf dem Berg, Hinweis auf die Vergänglichkeit und den Ort der Bleibe nach diesem Leben.

Erstaunlich, daß der Berg schon mit der erst zwischen 1820 und 1824 ebenfalls von G. Salucci errichteten klassizistischen Kapelle ausgestattet ist, wo Schloß Weil 1819 entstand und 1820 bereits benutzt wurde. Mag sein, daß der Architekt dem (unbekannten) Maler sein Kapellenkonzept zur Verbildlichung mitgeteilt hat, noch ehe es verwirklicht war. Vielleicht aber ist das Bild auch erst etwas später entstanden.



BLICK IN DIE LICHTKUPPEL ÜBER DEM TREPPENHAUS VON SCHLOSS WEIL. Die Idee, ein gefangenes, also von Räumen ringsum eingeschlossenes und nur von oben her belichtbares Treppenhaus zu schaffen, ist kühn. Fast revolutionär aber mußte es zur damaligen Zeit sein, den zeltartigen Verschuß über dem Kuppelauge als Glas-Eisen-Konstruktion zu geben. Großartig wie das architektonische Konzept die gemalte Ausstattung des Treppenhauses. Auf Ocker-Braun-Töne beschränkt, ist sie mit solchem Raffinement geschaffen, daß es schwierig wird, gemalte und plastische Teile voneinander zu trennen (vgl. Abb. S. 31).

Anschauung kennt, allerlei Erwartung, und den Bauhistoriker läßt sie aufhorchen durch den Hinweis auf die Verwendung einer Eisenkonstruktion, die, heute als bautechnische Möglichkeit neben Beton, Fertigteil, Leichtmetall und dergleichen bereits wieder vergessen, damals (1819) als eine revolutionäre, in Frankreich zuerst aufgekommene Art des Bauens gelten mußte. In der Tat hat der Architekt des Weiler Schlößchens, der Italiener Giovanni Salucci, den Baustoff Eisen hier, soweit wir wissen, zum erstenmal in systematischer Weise in den Hochbau unseres Landes eingeführt. Nicht nur für die das Bauwerk umringende Bogengalerie (Abb. S. 32), sondern auch für das als gläserne Kuppel ausgebildete Oberlicht, das dem zentral angeordneten Treppenhaus Licht zuführt (Abb. oben).

Insoweit allein schon von historischem Interesse und ein Kulturdenkmal von besonderem Rang, kommt diesem Schlößchen aber auch noch anderweitig Bedeutung zu. Als der Erstling des 1817 47jährig nach Stuttgart übergesiedelten Florentiners Salucci ist es ein Dokument für das reiche und weithin wirkende Werk dieses im Geiste des Palladio geschulten Architekten

(Grabkapelle auf dem Rotenberg, Schloß Rosenstein und Wilhelmshaus in Stuttgart) ebenso wie für die Stilepoche des Klassizismus. Zum anderen birgt das Gebäude, das in seiner schlichten äußeren Haltung heute, da ihm Parklandschaft und naher See abgegangen sind, fast sachlich-nüchtern wirkt, einen aus dieser Zeit kaum anderswo noch erhaltenen Reichtum an Ausstattung, insbesondere an Wand- und Deckenmalerei.

Freilich, obschon dieser Rang des Salucci-Baues wohlbekannt gewesen ist, geriet er insbesondere nach dem letzten Krieg immer mehr in Zerfall. Dem Eigentümer zur Bewohnung überflüssig und damit zu einer eher unliebsamen Baulast geworden, trieb er ohne jede Pflege, je länger, desto mehr, dem Schicksal aller in solcher Weise preisgegebenen Bauwerke, dem Ruin und Abbruch entgegen. Am Eisenwerk feierte der Rost wahre Blütenfeste. Der Putz fiel in großen Schollen von den Außenwänden. Durch die zertrümmerten Fensterscheiben schlugen Wind und Wetter, Regenwasser fand seinen Weg durch das leckgewordene Dach und drang durch die bemalten, von Ruß und Rauch allerdings bis fast zur Unkenntlichkeit verschmutzten Dek-



SCHRÄGBLICK DURCH DIE OBERE PARTIE DES TREPPENHAUSES VON SCHLOSS WEIL. Was bei der Betrachtung des auf der nebenstehenden Seite gezeigten Bildes schon angesprochen wurde, der raffinierte, dem Auge fast unlösbare Zusammengang von Architektur und Malerei, wird hier noch deutlicher. Alles, was plastisch gearbeitetes Beiwerk zu sein scheint, die Kassetten, Frieze, Reliefsupraporten, ist gemalt. Das Geheimnis der Bindung: Die Ausrichtung der Beschattung auf die Lichtquelle, das Kuppelauge!

ken. Ein Bild der Trostlosigkeit, das insgesamt erschreckend abgerundet wurde durch allerlei mehr zerstörendes als Abhilfe schaffendes Flickwerk: vermauerte Fenster- und Türöffnungen, Maschendraht am desolaten Treppengeländer, Papiertapeten über bemalten Wänden und dergleichen.

Wo blieben angesichts eines solchen Desasters Denkmalschutz und Denkmalpflege? Warum traten sie nicht energisch auf den Plan, dieses schon in den zwanziger Jahren seiner Bedeutung wegen in das Landesverzeichnis der Baudenkmale Württembergs eingetragene und damit unter Denkmalschutz genommene Bauwerk aus seiner Verluderung zu retten? Berechtigte Fragen, um so mehr, als Mitte der sechziger Jahre ernsthaft die Entscheidung zur endgültigen Preisgabe, zum Abbruch zu prüfen war.

Nun, an Bemühungen von seiten der Denkmalpflege, beim Eigentümer das Erforderliche zu erreichen, hat es wahrhaftig nicht gemangelt. Immer wieder ist man vorstellig geworden und hat, wo Geldmangel als Hinderungsgrund vorgeschoben wurde, ständig drängender empfohlen, sich von dem Bauwerk zu trennen, es zum

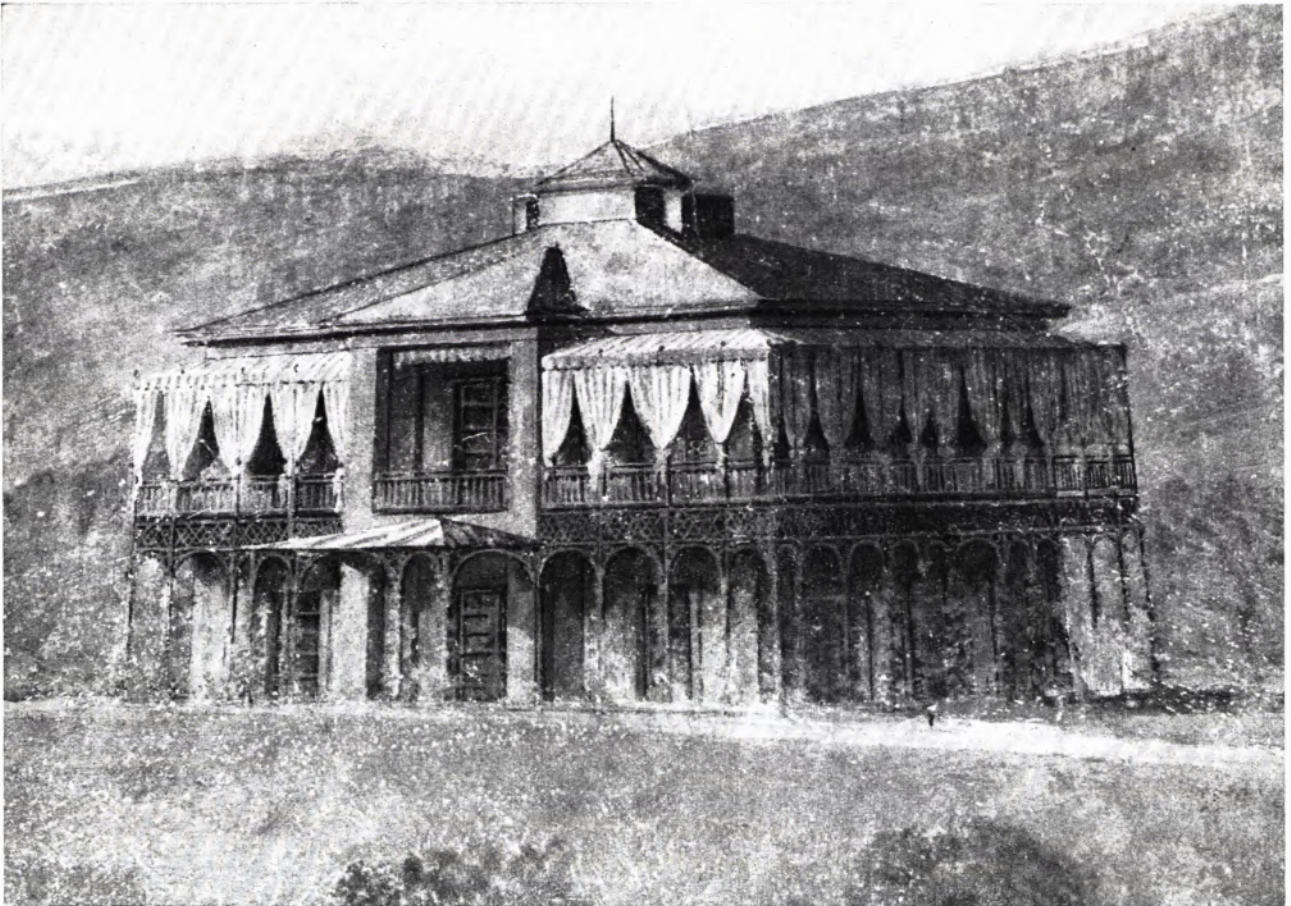
Verkauf zu bringen. In der Weise tätig zu werden, wie es heute mit Hilfe des Denkmalschutzgesetzes möglich wäre, war damals leider noch versagt.

Immerhin zeitigte das Drängen schließlich Einsen und Erfolg: Das Schloß wurde zum Verkauf auf Erbpachtbasis freigegeben. Doch war damit noch recht wenig erreicht. Denn wer schon sollte und konnte (nach der finanziellen Seite hin) in das Abenteuer eingehen, diese verwehrte Kostbarkeit aus dem Ruin zu erlösen?

Diese letztthin entscheidende Frage erledigte sich schneller als irgend jemand zu hoffen wagte. Sie löste sich zudem in einer Weise, die ein rechter Glücksfall heißen werden muß. Das Stuttgarter Ärztehepaar Eberhard und Irmgard Lambeck nämlich, das sich, fast muß man sagen, die Tollkühnheit zumutete, Schloß Weil in seine Obhut zu nehmen, brachte nicht nur Käufermut, sondern auch einen ausgeprägten Sinn mit für die innere Verpflichtung, die ihnen dieses Bauwerk in seiner Eigenschaft als Denkmal aufbürdete.

Bei solcher Voraussetzung wurde es dem hier berichtenden Denkmalpfleger ein selten genug vorhandenes,





**DIE EINGANGSSEITE VON SCHLOSS WEIL.** Auf dem großen Wandbild im ehemaligen Speisesaal (vgl. Abb. S. 35) hat ein uns namentlich unbekannter, sicher begabter, vor allem aber fast pedantisch genauer Künstler eine Ansicht von Schloß Weil „aus der Zeit“ hinterlassen (Abb. oben). Mit gläubender Liebe für das Detail hat er zum Beispiel das Eisenwerk der Bogen-galerie um das Erdgeschoß wiedergegeben bis hin zum letzten Eisenringmotiv und zu den feinen Unterschiedlichkeiten in den Abständen der Eisenträger. Wichtig vor allem aber, daß er das Obergeschoß so dargestellt hat, wie es zuzeiten ausge-sehen haben muß: Über ein ringsum laufendes Gestell aus schlanken Eisenstangen (das beim Beginn der jetzigen Renovie-rung noch vorhanden war, wie das Bild auf der nebenstehenden Seite oben beweist, mit dessen Sinn man aber erst nach der Entdeckung des Gemäldes einigermaßen zurechtkam), waren rot-weiß gestreifte Markisen gespannt. Von ihnen hingen üppige Stoffbahnen herab, Vorhänge, die zusammengerafft und an die senkrechten Tragstangen gebunden waren, sich aber auch schließen ließen. Ein reizvolles Mittel, dem Bau Bereicherung zu geben, aber auch, Intimität zu schaffen.

Bei der Erneuerung des Bauwerks hat man auf die Wiederherstellung dieses Markisen-Vorhang-Arrangements verzichtet. Gleichwohl der Kosten, der Belichtung des ja als ständiger Wohnraum dienstbaren Obergeschosses wie der Tatsache wegen, daß sich bei den heutigen Luftverhältnissen die Verwendung derart reicher Draperien fast von selbst verbietet. Das Eisen-tragwerk wurde also abgebrochen und lediglich das den oberen Umgang begleitende Eisengeländer beibehalten (Abb. links unten).

Verzichtet wurde auch auf die Rekonstruktion der auf dem Wandbild erkennbaren, aber länger schon abgängigen Ver-dachung über dem Eingang.



DIE GARTENSEITE VON SCHLOSS WEIL. Völlig gleichartig gestaltet wie die ihr gegenüberliegende Eingangsseite (vgl. Abb. S. 32) und wie diese in der Mitte durch eine über kräftigen Pfeilern ruhende Verdachung betont, läßt die hier in ihrem heutigen Zustand gezeigte Gartenseite des Schloßchens die schlichte und doch so noble Haltung des Salucci-Baues erkennen. Dies bleibt festzustellen, auch wenn man eingestehen muß, daß der Bau fraglos von allem Anfang an mit der Bereicherung durch das nun abgängige Stoffwerk der Markisen und Vorhänge im Obergeschoß (vgl. Abb. S. 33) gerechnet hat. Auch gilt es zu bedenken, daß das Eisenwerk der unteren Bogengalerie nicht etwa nur um seiner eigenen „Schönheit“ willen an den Bau gebracht wurde. Das schon wiederholt zum Zeugen bemühte Wandbild im Speisesaal (vgl. die nebenstehenden Abbildungen) läßt uns wissen, daß die jetzt etwas kalt und nüchtern wirkende Konstruktion Weinreben und Rosen als Halt und Kletterhilfe zu dienen hatte.

dafür aber um so höher einzuschätzendes Erlebnis, die Instandsetzung und Restaurierung des Schloßchens zu betreiben. Kunstsinnigkeit und -verstand insbesondere der Bauherrin, die in mancher Weise sogar noch denkmalpflegerischer eingestellt war als der beratende Denkmalpfleger selbst, das einfühlsame Verständnis der mit dem Bauwesen betrauten Architekten Dr. Siegler und Kunst und schließlich die Kunstfertigkeit der Restauratoren Manz, Elsässer und Bohring haben in den Jahren von 1969 bis 1972 in gemeinschaftlichem Mühen etwas vollbracht, was allen Beteiligten zum höheren Ruhme dienen kann.

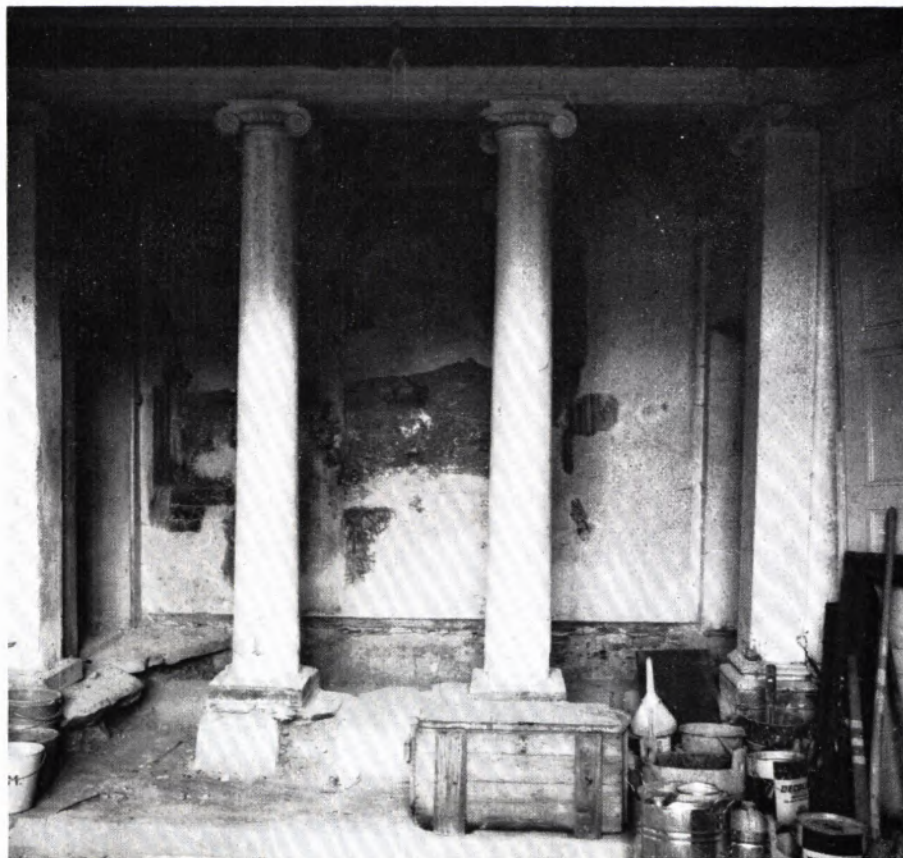
Es würde hier zu weit führen, Stück um Stück davon zu sprechen, wie den vielfältigen Problemen dieses musterhaften Denkmalpflegefalles im einzelnen begegnet wurde, davon etwa, mit welcher Akribie die Restauratoren an die Wiederherstellung der zumindest technisch gesehen hervorragenden Wand- und Deckenmalereien heranzugehen hatten, oder davon, mit welcher Sorgfalt die Architekten die notwendige, weil auf Wohnzwecke auszurichtende Modernisierung (Elektrifizierung, Heizungseinbau usw.) ohne merkbare Verletzung der historischen Substanz zu planen und durchzuführen wußten. Darüber und über den insgesamt

erreichten Erfolg mögen die Abbildungen auf den Seiten 34 bis 37 Auskunft geben.

Es muß aber Raum bleiben, den Doktoren Lambeck ein Wort des Dankes zu sagen für das, was sie nicht etwa nur sich selbst oder der institutionellen Denkmalpflege, sondern dem ganzen Land durch ihren Einsatz gegeben haben. Dies vor allem auch deshalb, weil sie das ihnen eingangs fraglos nicht mit allen seinen Ecken und Kanten überschaubare Abenteuer „Schloß Weil“ über alle Nöte und unliebsamen Überraschungen hinweg durchgestanden haben und darüber hinaus noch dazu bereit sind, Teile des Schlosses den Interessen einer breiteren Öffentlichkeit (Vortrags- und Konzertveranstaltungen) verfügbar zu machen.

ZUM AUTOR: Bodo Cichy, Dr. phil. und Oberkonservator, ist Leiter der Abteilung I (Bau- und Kunstdenkmalpflege) des LDA und zugleich für die spezielle Bau- und Kunstdenkmalpflege im Regierungsbezirk Stuttgart tätig.

**SÄULENPORTIKUS MIT WANDGEMÄLDE IM EHEMALIGEN SPEISESAAL VON SCHLOSS WEIL.** Heute mit Vorliebe „Fürstenzimmer“ geheißen, ist der mit der großen Galerie (vgl. Titelbild) verbundene ehemalige Speisesaal ein Raum von besonderer Kostbarkeit. Über einem Rechteck mit abgeschrägten Winkeln stehend, weist er als Besonderheit einen portikusartigen, durch schöne jonische Säulen und Pilaster durchlässig abgesonderten kleinen Nebenraum auf. Dessen ganze Rückwand wird von einem Wandbild eingenommen, das in merkwürdiger, aber begründbarer Verkehrtung des Wirklichen einen Blick freigibt auf Schloß Weil (vgl. Abb. S. 29).



Vor dem zwar gemalten, aber dem tatsächlich vorhandenen Eisengeländer am äußeren Umgang des Obergeschosses formgetreu nachgebildeten Gitter und zwischen schweren Vorhängen, wie sie ja auch vorhanden waren, wähnt man, in eine wirklich schöne Landschaft hinauszuschauen. Rosen ranken am Eisenwerk, und fraglos sollte diese bildgewordene „wirklichkeitsnahe“ Illusion noch ganz im Sinne des Barock den Raum weiten in eine Richtung, in der man sich hier gerne zu Hause wußte.



Die beiden Zustandsfotos (oben vor, unten nach der Restaurierung) geben im übrigen eindrucklich genug zu erkennen, was hier zu leisten war, um dem Verderb Abhilfe zu schaffen. Man schaue nur auf das Wandbild oder die Kapitelle und Basen der Säulen.





DECKEN- UND WANDMALE-  
REI IN EINEM DER ZIMMER  
VON SCHLOSS WEIL. Die  
Räume von Schloß Weil waren  
alle mehr oder minder reich mit  
vorwiegend ornamentaler Ma-  
lerei ausgeschmückt. Obwohl in  
der Anordnung der symme-  
trische Bezug vorherrscht,  
kommt nirgendwo das Gefühl  
der Starrheit und des Regle-  
ments auf. Dafür sorgen die  
Leichthändigkeit, mit welcher  
der oder die Künstler gearbei-  
tet haben, und die erstaunliche  
Farbkultur, die aus ihrer Arbeit  
spricht.

Freilich, gerade diese Vorzüge  
gaben den Restauratoren er-  
hebliche Probleme auf, als sie  
(Manz, Elsässer und Bohring)  
daran gingen, die teilweise bis  
zur Unkenntlichkeit verschmutzten,  
verwischten oder gar übertünchten  
und mit Papiertapeten verklebten  
Malereien an Decken und Wänden  
auf ihren ursprünglichen Zu-  
stand zurückzuführen. Vielfach  
mußten Schellacküberzüge ent-  
fernt werden, die man irgend-  
wann zur Auffrischung oder  
zum Schutz über die Malereien  
gegeben hatte. Insbesondere  
aber galt es, sich in die Hand-  
schrift der Alten hineinzuleben,  
und nicht das geringste Pro-  
blem war, sich deren unüber-  
treffliche Vertrautheit mit Licht  
und Schatten zu eigen zu ma-  
chen. Jede Form, die kleinste  
selbst, war in der Malerei ge-  
nau so ausgelichtet, daß die  
Lichtquelle einwandfrei identi-  
fizierbar wurde immer mit je-  
nem Fenster oder dieser Tür,  
die dem Raum wirkliches Licht  
zukommen ließen.



Unser Bildbeispiel zeigt einen  
Raum vor (oben) und nach der  
Behandlung durch die Restau-  
ratoren.

DIE GALERIE IM ERD-  
GESCHOSS VON SCHLOSS  
WEIL. Fraglos der (architekto-  
nisch wie nach Ausstattung)  
reichste Raum ist die auf der  
Ostseite des Erdgeschosses an-  
geordnete Galerie. Durch zwei  
Säulen-Architrav-Gliederungen  
in der Querrichtung dreigeteilt,  
nimmt sie die ganze innere  
Länge des Bauwerks für sich in  
Anspruch. Auch sie war unbes-  
chreiblich verlüdet (Bild  
rechts), ließ sich aber weit-  
gehend in ihren alten Zustand  
zurückführen (vgl. Titelbild).  
Dabei mußten ihre oft bis zur  
Schemenhaftigkeit verwischten  
Malereien in mühseliger Klein-  
arbeit wiederhergestellt werden  
(Abb. unten).

